

Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weigl.

(6. Fortsetzung.)

Damit brach der Brief ab. Er trug das Datum vom 6. Januar, entsprang also derselben Stimmung, die Streibinger zur Abfassung eines letzten Willens veranlaßt hatte.

So dübel die Worte des Briefes auch waren, eines ging daraus ungewisselhaft hervor: eine Frau hatte drohend in Streibingers Leben gestanden.

Glauben Sie nicht, Herr Polizeirath, daß die ganze Sache in ein gewöhnliches Liebesdrama auslaufen wird?

Nein, lieber Doktor, ganz im Gegenteil. Der Brief dieses Streibingers gibt mir sehr zu denken. Sie dürfen sich ja nicht verwirren lassen. Sie müssen immer das eine festhalten: daß Doktor Specht von jener Frau auf der Reboute der Hinweis auf die Großhofsstraße mit Rücksicht auf die Spionageaffäre gemacht wurde.

Stellt man den Brief unter diesen Gesichtswinkel, so liegt die Vermutung nahe, daß der Streibinger mit dem glatten Ablauf der Sache den gelungenen Diebstahl der militärischen Dokumente gemeint haben kann, und daß der „Abschluß des Geschäftes“ mit jenem in Verbindung steht, den der Wadmann Stolzengruber in erregtem Gespräch mit Streibinger knapp vor dessen Tod gesehen hat.

Daraus folgt, lieber Doktor, daß man es eher mit einer politisch-diplomatischen Angelegenheit zu thun hat, bei der eine Frau als Mittel zum Zweck diente.

Auch die Augen, die im Bilderrahmen gefunden worden war, wurde von Chemikern analysiert und untersucht. Sie konnten nur die Art der Legierung feststellen, erklären ganz bestimmt, daß bei der Waffe Pulver nicht verwendet wurde, und sprachen die Vermutung aus, daß die Augen aus einem amerikanischen Luftdruckprüfungsgeräthe neuesten Modells geschaffen worden sei.

Auch diese Umstände der Sachverhältnisse und Details waren gewiß nicht geeignet, die Situation zu klären. Sie bewirten vielmehr nur und gaben allen möglichen Kombinationen Raum. Der einzige, der sich nicht aus der Ruhe bringen ließ und die gerade Gedankenlinie festhielt, war Polizeirath Wurz.

5. Kapitel.

„Nicht schön alles, was sie sagen, Herr Polizeirath,“ sagte Baron Epphor zum Chef des Sicherheitsbureaus, „aber ich weiß nicht recht, wie ich die Sache anpacken soll! Ich habe in solchen Dingen gar keine Erfahrung und möchte mich nicht blamieren.“

Der Polizeirath lächelte: „Lieber Baron, Glück und Zufall sind größte Herren als wir. Sehen Sie, da liegt eine Namensliste von Damen, die sich ihr Haar mit Fleur d'or färben. Schauen Sie sie sich einmal an. Kennen Sie eine davon?“

Baron Epphor überflog die Reihe und antwortete: „Ja, einige. Die alte Baronin Stram, die mit ihrem gelben Haar gewöhnlich aussteht. Ich kenne auch die Baronin von Welsch, die mit dem wundervollen Haar von Fels mit dem interessanten Kamppraugen. Der könnte man eher so etwas zumuthen; die soll auch eine etwas merkwürdige Vergangenheit haben — nichts Unrühriges, aber es soll da eine Geschichte gestiftet haben — Effersucht, gefährliche Drohung, was weiß ich alles! Dann kenne ich noch die Gräfin Campobello — na, auch eine Gräfin, so, so — und die Marchesa Salboni mit der hübschen Tochter. Nicht, bald hätte ich die Schauspielerin Ella Schwarz vergessen; aber die ist wohl außer Frage, denn die habe ich noch vor fünf Tagen mit braunem Haar gesehen. Erst gestern bemerkte ich, daß sie jetzt rotblond ist; ich hätte sie in der Theaterloge fast nicht erkannt.“

„Nicht, die kennen Sie auch,“ sagte der Polizeirath. „Also sehen Sie, heute nachmittag gehen Sie zu irgendeiner dieser Damen und machen ihr einen Besuch. Denken Sie dann das Gespräch auf den Nord. Lassen Sie auf, was die Leute sagen, und wenn Ihnen irgend etwas verdächtig erscheint, dann trachten Sie herauszubekommen, wo sich die Fleur-d'or-Dame am 12. abends befunden hat. Weiters schaffen Sie sich Eingang in folgende Häuser der italienischen Kolonie, was Ihnen ja nicht schwer fallen wird, und halten Sie Augen und Ohren offen. Wenn ich Ihnen vorläufig nicht tothbin, so selbst nicht an Ihrer Stelle, solange nicht bestimmte Anhaltspunkte vorliegen, nichts anderes anzufangen.“

„Mit diesen Worten übergab der Polizeirath Baron Epphor eine Liste der in Wien ansässigen italienischen Familien vom Adel.“

„Wenn ich Sie recht verstehe, soll ich, um einen militärischen Ausdruck zu gebrauchen, das Terrain rekonstruieren.“

„Sehr richtig, lieber Baron. Also, damit verabschiedet der Polizeirath Baron Epphor.“

rath Baron Epphor.

Zu Hause angelangt, traf Epphor seine Vorbereitungen, um in jene famillien Eingang zu finden, die ihm der Polizeirath bezeichnet hatte. Er schrieb ein paar Briefe an mehrere seiner in Wien stationierten Kameraden, die, wie junge Offiziere es so häufig thun, in allen möglichen Kreisen verkehrten. In einige der genannten Häuser war er bereits eingeführt, da seine Familie, seit langem in Wien ansässig, reichliche gesellschaftliche Beziehungen unterhielt. Es war ihm daher ein leichtes, überall Zutritt zu finden, wo sein Vorgesetzter es wünschte.

Epphor machte noch am selben Nachmittage bei der Marchesa Salboni einen Besuch, fand eine größere Gesellschaft, war sehr artig gegen die älteren Damen, flirtete ein bißchen mit den jungen Mädchen und gab am nächsten Tage bei den Familien, die er angetroffen hatte, Karten ab. Gute Manieren hatte er ja, einen vornehmen Namen auch, überdies hatte man ihm im Hause der Marchesa getroffen, also Gründe genug, ihn zu einem Besuche aufzufordern.

So flatterte Epphor eine Woche lang zwischen fünf und acht von einem Jahr zum andern, trank ungesüßelte dünne Thees und verschlang belegte Sandwiches, spielte Whist mit halbtauben Erzellenen und durchmalte im Schweiße seines Angesichts die Nächte. Genau genommen, amfizierte sich der junge Baron auf Kosten des Staates, und was ihn nur trübte, war, daß alle seine Mühe erfolglos blieb.

Wohl zehn Frauen hatte er bereits getroffen, die rotblond waren. Aber das waren lauter braune, ehrbare Damen, denen ein Wort absolut nicht zuguttrauen war. Und bei allen konnte mit Verächtlichkeit festgestellt werden, wo sie am kritischen Abend gewesen.

Auch der intimere Tratsch brachte Epphor um keinen Schritt weiter. Das einzige, das ihm auffiel, war, daß bei mehreren Gelegenheiten einer Baronin Sternburg erwähnt wurde, wobei er stets das Bedauern ausdrückte, daß sie plötzlich nirgends zu sehen wäre. Sie, die doch früher soviel in die Welt gegangen war. Einige Damen wollten wissen, daß sie an Influenza erkrankt sei, andere glaubten, sie sei verheiratet. Ganz Intime zuckelten etwas von einer heimlichen Verlobung. Alle aber bedauerten es lebhaft, daß der für den zionischen ausgesetzte Empfang bei der Baronin abgelehnt worden; denn die Dame führte ein Haus, in dem man sich vorzüglich unterhielt, und wo viel Jünglinge verkehrten, was die Mütter mit Rücksicht auf ihre Töchter sehr hoch einschätzten.

Nach einer Woche meldete sich Baron Epphor wieder beim Polizeirath und klagte, daß er sich vergebens durch achtundzwanzig Häuser durchgedrückt habe. Er sei bloß um seinen gefundenen Magen gekommen.

„Sehen Sie, so ist das,“ meinte der Polizeirath gutmüthig; „uns trocken das Gebieten ein und Sie verderben sich den Magen. Machen Sie sich nichts draus. Solche Dinge kann man nicht über das Knie brechen. Wenn die Sache einfach wäre, könnte sie ja der nächstbeste Agent durchführen. Es handelt sich ja nicht um einen der zweitaufend ungarischen Taschenbriele, die wir in Evidenz führen. Also Geduld, lieber Baron! Was machen Sie heute abend?“

„Ich bin zu einer Soiree der Gräfin Campobello geladen. Auch eine von den Rotblonden.“

„Da werden Sie ja recht interessante Menschen finden! Campobello ist ein intimer Freund des italienischen Botchafters und war, glaube ich, in jüngeren Jahren selbst in diplomatischen Diensten. Also passen Sie nur recht gut auf heute abend!“

Bei der Gräfin di Campobello war große Gesellschaft. Ungefähr hundertfünfzig Personen vertheilten sich in den vier großen Salons.

Die Gräfin stand in der Nähe des Eingangs, die noch immer zuströmenden Gäste zu begrüßen.

Sie war eine hohe schöne Frau von tadellosem Wuchs und herrlichen, leidenschaftlichen Augen, Augen, vor denen man erschraf, wenn sie wild aufblitzten. Um ihren nervösen Mund spielte ein Zug von Willenskraft und Härte. Auffallend war die Blässe ihres Gesichtes, die selbst durch das aufgeregte Roth schimmerte. Eine langbeschnittene, tief delimitierte Robe umschloß in weichen Falten die hohe Gestalt, kostbarer Schmuck erglänzte am Hals, an den Ohren und im reichen rotblonden Haar.

Unweit von ihr stand der Hausherr, Conte Ernesto di Campobello, ein kleiner, verschrumpter, verglühter Mann. Der Kontrast zwischen den Ehegatten war zu groß, als daß sich nicht jedermann der Gedante an eine Spekulation über den seitdem der ehelichen Frau aufgebängte hätte. Den schlagigigen Mann mochte die Schönheit der Frau heraufsch, Geld

und alles an dem sie verfügen haben, die Gattin eines Mannes, der ihre Vater hätte sein können, zu werden.

Violetta Contessa di Campobello war eine Frau von großem sozialen Ehrgeiz. Glänzende Namen in ihrem Salon vereint zu sehen, war ihr größter Stolz. Heute feierte sie wieder einen ihrer schönsten Triumphe. Nur Mitglieder der besten Gesellschaft füllten die Räume.

Ihr müder Blick floß stolz über die glänzenden Erscheinungen. Zwei neue Gäste erschienen auf der Schwelle.

Beide noch jung, von jener strammen Haltung, die auch in der biesigen Weichheit gesellschaftlicher Formen noch den Soldaten verräth. In dem Antlitze des einen spiegelte sich die Verleththeit vergessener Jahre.

Der Hausherr begrüßte ihn mit Reserve.

„Abend, Graf Heinen.“

„Gestatten Sie,“ erwiderte der Begrüßte, „ich bin Ihnen mein Freund Baron Epphor vorgestellt.“

„Sehr erfreut. Ich will Sie gleich mit meiner Frau bekannt machen.“

Violetta, erlaube — Baron Epphor. Die Hausfrau begrüßte den Grafen kühl. Aber gegen Epphor war sie um so liebenswürdig.

„Ich glaube, wir kennen uns schon.“

„Ich hatte bereits das Glück,“ verbeugte sich Epphor, „unlänglich bei der Baronin Spilten.“

„Ach ja, ich erinnere mich.“ Einige nichtsagende Phrasen wurden gewechselt, dann meinten sich die Neuangetommenen unter die Gesellschaft.

Graf Heinen stellte seinen Freund verschiedenen Bekannten vor, trat zu einem Kartentisch und begann eine Whistpartie, während Baron Epphor mit den nächststehenden ein gleichgültiges Gespräch anknüpfte.

„Erwas, Epphor!“ hörte er plötzlich hinter sich rufen.

Ein Generalstabskapitän streckte ihm herzlich die Hand entgegen. „Grüß Dich, Franz.“

„Bist auf Urlaub?“ fragte der Offizier.

„Nein — ich bin schon weg. A. D. seit dem ersten.“

„So — das hab' ich gar nicht g'wußt. Was machst denn immer?“

„Na, halt so leben. Und wie geht's Dir?“

„Dante. Wie Du siehst, ganz gut.“ Dabei deutete er auf seine Uniform.

„Ah — ja. Gratulire. Also hat sich die Kriegsschule gelohnt. Bistständig in Wien?“

Die Hausfrau rauchte vorüber. „Baron, einen Augenblick,“ entschuldigte sich der Hauptmann. „Gräfin, bitte,“ hielt er Violetta an, „haben Sie von der Baronin Sternburg nichts Näheres gehört?“

„Nein — sie ist schon seit einer Woche unsichtbar. Sie soll verheiratet sein. Vielleicht kann Ihnen Graf Heinen nähere Auskunft geben. Er liegt dort am Westflügel.“

„Danke bestens.“

„Wenn Du den Heinen kennen lernen willst, so kann ich die Bekanntheit vermitteln,“ bot sich Epphor an. „D. den kenn' ich,“ antwortete der Hauptmann gedehnt. „Aber ich weiß' ihn lieber aus.“

„Warum denn?“

„Na, halt so. Der Mensch ist mir unympathisch. Ein Spieler, ein Trinker — man weiß nicht recht, wo man er lebt. Naht mir nicht! Und dann: Er hat vor zwei Jahren diese Affäre g'habt, die noch immer nicht recht aufgeklärt ist. Weißt — lieber nicht!“

„Du meinst die 'G'sicht' bei den Kaisermandat?“

„Ja.“

„Ich glaub', da thut man ihm unrecht. Gewiß — vom militärischen Standpunkt war's eine große Pflichtverletzung. Aber vom menschlichen — mein Gott, er hat halt ein bißchen viel getrunken — das kann doch jedem passieren!“

„Gar so einfach ist das nicht, lieber Max,“ erwiderte der Hauptmann ernst. „Man beirrt sich als Offizier im Dienst nicht. Und man schämt nicht, wenn man eine so wichtige Eskorte kommandirt.“

„Er hat sich halt auf den Zugführer verlassen.“

„Das war gegen seine Instruktionen. Ueberhaupt — besser, wir lassen die Sache. Er kann froh sein, daß er mit einem lauen Aug' dazugelommen ist. Das hat er nur seinem Onkel Holmhof zu danken. Wenn der nicht sein Brigadier gewesen wäre — na, ich weiß nicht, wie die 'G'sicht' ausgefallen wäre.“

„Ich sag' Dir, wenn das ein andern passiert, ich weiß nicht, was dann g'schieht.“

(Fortsetzung folgt.)

— Stokkesser. Frau (auf dem Kirchhof): „Hier ruht mein erster Gatte. Wie wärst Du mein Mann geworden, wenn er nicht im Kriege gefallen wäre.“ Mann: „Ja, der Krieg ist ein Viech.“

— Depiaetter. Passagier, auf einem Dampfer, als die Schiffs-Maschinen fürchterlich arbeiten und noch dazu eine Dame in seiner Nähe zu singen anfängt: „Und so was nennt man den 'Hörs' Ogen!“

Die das Leben süchten.

Stilge von Carl Haushel.

Ueber dem Meere brauten die Morgenmehel. Aus dümmern Fernen glitt ein silbernes Flimmern über die leise gurgelnden Wellen, wuchs und wuchs, übergoß die wogenden Fluten mit seltsamen Farben und erklang in dem weichen Wischt der Brandung.

Ein Jittern und Beben kam in die hangenden Schwaden, heller und durchsichtiger wurden, die milchigen Schleier und dann, mit einem Mal, zerrissen die dünnen Gewebe, und die flatternden Fegen fielen in die Wasser.

Weit dahinten tauchte der Horizont in ein Meer von blutrotem Licht. Dann stieg die Sonne empor, kühlte die Flut und nun lag sie gluthübergeffen bebend zu Füßen des jungen königlichen Tages.

Mit sinnenden Augen sah Marianne v. Korff auf das wunderbare Bild.

Der weite Strand war leer und still.

Sie war allein.

In ihrem Veiloteit gehüllt, hatte sie sich fest in den Strandkorb kauend, den Sonnenaufgang hier erwartet.

Aber nun, da das Wunder vor ihren Blicken sich vollzog, fühlte sie bitter, daß nichts in ihr mehr ausgelöst wurde wie in früheren Tagen; keine weiche, freudensstarke Stimmung wollte in ihr aufkommen, und die Gedanken, die furchtbaren, hingerüttelten Gedanken wurden lauter in ihr, und wie sie sie heute in ruhiger Nacht aufgetrieben hatten von dem zerwühlten Lager, so trieben sie sie jetzt aus dem schützenden Stuhl und zwoangen sie zur zweck- und ziellosen Bewegung.

„Wenn er doch nur käme; wenn doch schon das alles vorbei wäre, ein Ende hätte; Herrgott, wie glücklich ist das doch alles!“

Und die Gedanken bohrten, gruben sich ein, quälend, höhnisch mit der grenzenlosen Wahrheit, die die Gedanken in stillen, fürchterlichen Stunden vor einer Entscheidung haben können.

Der Wind zerete an ihren Kleidern, spielte neckisch mit den sich lösenden Haarsträhnen.

Mechanisch strich die blasse, schmale Hand sie wieder zurecht.

„Wenn er doch käme!“

Wie im Jörn stampfte der kleine Fuß den feuchten Sand.

Da löste sich aus dem Schatten des Kurhauses eine Gestalt; nachlässigen Schrittes schlenderte der Mann strandwärts.

Ueber das Gesicht des jungen Mädchens glitt eine tiefe Blässe, dann ergoß sich, von den Oehrchen ausgehend, eine flammende Rote über Hals, Wangen und Stirn. Beide Hände presste sie fest gegen die Brust.

Jhr schwindelte.

Aber nun presste sie die Lippen fest aufeinander; eine übermensliche Energie trat in die erschrockenen Züge; mit feindlich ruhigen Schritten ging sie dem Antommenden entgegen.

Ueber des Mannes Gesicht flog ein grenzenloser Entsetzen. Im Augenblick war er bei ihr.

„Marianne, Du hier?“

Fest presste er sie in seine Arme; sein Mund berührte kühlend ihre kalten Lippen.

Sie erwiderte den Ruf nicht. Kalt, tiefnahmlos ließ sie seine Liebkosungen über sich ergehen, so daß er erstaunt fragte:

„Aind, was hast Du?“ Und dann mit plötzlich erwachter Sorge: „Bist Du krank?“

Fast ungeduldig winkte sie ab: „Laß nur, Fritz! Ich habe mit Dir zu reden!“ sagte sie mit geprehter Stimme.

Wortlos, tief demüthigt, folgte er ihr zu ihrem Sitz.

Mit müden Bewegungen nahm sie Platz. Es wurde ihr unfagbar schwer, ihm zu sagen, was sie ihm sagen mußte.

Nun schaute sie zu ihm empor und sah unwillkürlich in die blauen sorgenden Augen, sah dieses schone, offene Männergesicht in einer tiefen Ergreiftheit über sich gebeugt.

Und da — als ob etwas Feinseliges in ihr auftauchte, vor dieser offensichtlichen Liebe — versiegten plötzlich die aufquellenden Tränen; die grauen, glänzenden Augen blühten mit einem Male unfagbar kalt und hochmüthig in den hellleuchtenden Morgen, und die klugvolle, tiefe Stimme klang ganz ruhig und überlegen:

„Ja, Fritz, ich habe Dich hier erwartet; ich hielt es für besser, wenn ich selbst Dir mittheile, was Du doch im Laufe des Tages würdest erfahren haben. Ich habe mich gestern verlobt.“

Der junge Mann taumelte erblasend, wie von einer Kugel getroffen, ein paar Schritte zurück.

Marianne hatte sich erhoben. Hoch gehoben, kühl, in jeder Bewegung Selbstbewußtsein und Kraft, stand sie in der hellleuchtenden Sonne.

„Bitte, Fritz,“ sagte sie ruhig, „keine Szene. Damit ändern wir nichts an der vollendeten Tatsache. Im Gegentheil, noch ruhiger Erwägung wirst Du mir recht geben müssen.“

Er aber hörte ihre Worte nicht.

Das Unerwartete, Unfassbare hatte ihn übermüthigt.

„Verloht, Marianne? Aber Du scherzest! Das kann doch nicht Dein Ernst sein?“ murrte er unfidler.

Der Schein eines Lächelns flog über ihr bleiches Gesicht.

„Warum soll ich scherzen, Fritz? Danach ist mir nicht zu Mut. Nein, es ist wirklich so. Aber ich bin bereit, die die Gründe zu nennen. Ich fühle mich sogar verpflichtet dazu, jedoch erst eine Frage. Wann denkst Du, daß wir zwei hätten heiraten können?“

Verwirrt schaute Fritz Arispin das Mädchen an.

„Wann? Bei bescheidenen Ansprüchen wohl sofort.“

„Und was nennst Du bescheidenen Ansprüche? Eine Vier-Zimmer-Wohnung in einer Meistlerstraße, Kleinbürgertum, Verzicht auf allen genöthigten und erhofften Luxus und als Ersatz dafür eine Liebe, die in der Mitter eines solchen Daseins unfehlbar über kurz oder lang erlöschen muß. Mein lieber Freund, so weit reicht mein Mut nicht. Ich kann nicht, kann nicht ein solches Leben auf mich nehmen mit seiner ständigen Sorge und seiner blaffen Furcht vor dem Morgen.“

Fragend sah sie ihn an, aber sein Blick glitt an ihr vorbei, trostlos ins Weite. Da wollten ihre die Augen wieder feucht werden, aber noch einmal rief sie sich zusammen und schloste tapfer ihre Tränen hinunter und fuhr fort:

„Mein Gott, Fritz, sieh' es doch ein; es wäre doch kein Glück gewesen, höchstens ein kurzer Traum, ein Rauf, der verfliegt und dann den Stiel zurückläßt. Ich hätte Dich gehindert in Deinem Vorwärtstreben und wäre selbst untergegangen in diesen kleinbürgerlichen Lebensbedingungen. Ich muß die Luft atmen, die mich von Kind an umgibt, da nur kann ich — ich fein, kann ich leben, bin ich glücklich, bin ich ruhig, anderwärts nicht. Glaube mir doch, Fritz, ich könnte nicht existieren in dieser beschränkten Angst um das Morgen, in diesem Kampf um das Leben.“

„Aber warum denn soviel Worte, gnädiges Fräulein?“

Sie judte zusammen wie unter einem Schlage.

Er sprach weiter: „Sie haben ganz recht, für alle ist ein solches Leben nicht geschaffen. Die einen suchen das Glück in der Tiefe, die anderen an der Oberfläche. Ueber den Geschmack aber läßt sich bekanntlich nicht streiten. Es war ein Irrtum, daß ich Sie zu den ersten zählte, daß ich mich in dem Wahne wiegte, auch Sie seien eine innerlich reiche, tief angelegte Natur, die aus der Fülle frisch pulsirenden Lebens immer neuen Reichtum zu schöpfen vermag. Es ist gut, daß Sie mich rechtzeitig aufklärten.“

Er blühte hinaus auf das Meer, das im Sonnenlicht glänzte und wogte, und einem Gedanken folgend, deutete er da hinüber:

„Sehen Sie jene Welle, gnädiges Fräulein!“

Er sah hinaus, und ihre Blicke folgten den feinen.

Da tanzte Welle um Welle heran, spielend, summend, gleichend wie Gold im Sonnenlichte.

„So wird Ihr Leben sein, gnädiges Fräulein!“ sagte der Mann.

Da schlug das Wasser flüchtig auf den Strand, weiße Schaumflocken spritzten auf, einzelne Tropfen fammelten sich gluckend im Sande, die Welle war nicht mehr.

Der junge Maler aber schaute dieser nach der Stelle hin, wo schon ein neuer Wasserberg strahlte. Zwischen die zusammengehörigen Lippen schob sich ein einzelnes Wort.

„Drohe!“

Dann, sich bestinnend, kühlte er häufig den Hut.

„Ich habe die Ehre, gnädiges Fräulein!“

Und ohne umzuschauen, schritt er leicht wiegenden, gleichmäßigen Schrittes über den knirschenden Sand dem Kurhaus zu.

Marianne v. Korff sah ihm nach, heissen, brennenden Auges. Seine ganze, ebenmäßige, starke Gestalt umschloste sie mit ihren Blicken und fühlte mit einem Male: das war ein Ganzer, ein Eigener, der stand stark und fest, der würde sein Leben meistern, seines und auch das andere, das er in sein Boot nehmen würde.

Und sie dachte an ihren Verlobten und verzog.

In ihr Herz trat eine große, lächelnde Angst, und mit einem Male fühlte sie, wie sehr sie den Mann, der da hinter ging, liebte und immer tieber würde.

Da schlug sie die Hände vors Gesicht und meinte bitterlich: —

Am Abend, auf der Kurpromenade, war sie heiter und guter Dinge. Quilig plaudernd hing sie am Arme ihres Bräutigams, gefolgt von den glückseligen Eltern.

Aber plötzlich erblühte sie. Wie zur Abwehr erhob sie die Hand. In einer Gruppe Herren ging eben Fritz Arispin vorüber.

Herr v. Westermann beugte sich besorgigt zu seiner Braut: „Was hast Du, Verbling?“

Und geistesabwesend, mit bebenden Lippen, murrte sie: „Eine Drohe!“

Unsere Schnittmuster - D'ferte.



9231.

Eine elegante Blusenart.

Die Beliebtheit der Blusenart ist immer noch eine sehr große, und sicher gibt es auch kein komfortableres und praktischeres Kleidungsstück. Das hier abgebildete Modell ist sehr modern, namentlich in der Gruppe von Halsen an den Schultern und dem einfachen und doch sehr eleganten Schluß. Zur Herstellung eignen sich Cotton Voile, „Jas“ Seide, Gorburo, Baize, Karon, Linnen oder Cashmere. Das Muster ist in 8 Größen geschnitten: 32, 34, 36, 38, 40 und 42 Zoll Brustweite. Es benötigt 3 1/2 Yards 24 Zoll Stoff für die 36 Zoll Größe. Preis des Musters 10 Cent.

Bestellungs-Anweisungen

Diese Muster werden an irgend eine Adresse gegen Einsendung des Preises geschickt. Man gebe Nummer und Größe und die volle Adresse deutlich an und schicke den Coupon nebst dem oben erwähnten Preis an das

Pattern Department, Omaha Tribune,

1311 Howard St.

Der „Omaha Tribune“ Pattern Coupon.

Form for requesting a pattern, including fields for name, address, and city.

Elektrische Grunderlampe.

Ergebnis eines internationalen Wettbewerbs für Sicherheitslampen.

Im vorigen Jahre schrieb die englische Regierung, geleitet von dem Vizekönig, dem englischen Steintohlenbergbau zur Erlangung einer möglichst schlagwetterfesten und dabei ein gutes Licht gebenden Beleuchtungsbühlich zu sein, einen internationalen Wettbewerb für elektrische Grunderlampe.

Vor kurzem ist nun der Spruch des Preisgerichts erfolgt. Danach fiel der erste Preis im Betrage von \$3000 dem Obergeringen Färber aus Dortmund zu. Die Färberische Lampe wiegt 4 1/2 Pfund, ist also nicht schwerer, als die jumeist gebräuchliche Benzinlampe, während ihre Leuchtkraft mit 15 bis 3 Kerzen die der Benzinlampe um etwa das Doppelte übertrifft.

Sehr wesentlich ist dabei der Umstand, daß die Leuchtkraft der elektrischen Grunderlampe infolge des Beschlagens der Lampenröhren schon nach kurzer Brenndauer abnimmt. Das Licht wird also bei diesen Lampen gegen Ende der Schicht immer schlechter, d. h. zu einer Zeit, in der die Sinne des Bergmanns durch die anstrengende Arbeit am meisten geschwächt sind und somit gerade das beste Licht erforderlich ist. Auch die Betriebskosten sind bei der Färberischen Lampe mit 1 1/2 Cent pro Arbeitsstunde keineswegs höher, sondern im Gegenteil eher etwas niedriger, als bei den allgemein benutzten Benzin- und Oellampen.

Der Hauptvorteil der elektrischen Lampe überhaupt liegt aber in ihrer wohl absoluten Schlagwetterfestigkeit. Ist doch im Gegensatz zu allen übrigen Lampen hier eine bewegliche Flamme überhaupt nicht vorhanden, sondern nur ein glühender Kohle- oder Metallfaden, der einmal durch eine Glasbirne und zum anderen noch durch eine vorzüglich abgedichtete Glasstoppel gegen das Zutreten von Luft und somit auch gegen Schlagwetter zuverlässig gesichert ist. Die Glasstoppel selbst ist wiederum durch Metallfäden gegen Beschädigung gesichert. Aber auch wenn der unwahrscheinliche Fall eintreten sollte, daß sowohl die Glasstoppel wie die Birne zerbröckeln würden, so wäre immerhin noch keine Entzündung der Wetter zu befürchten, da in demselben Augen-

blick infolge des Luftzutritts auch der Glühfaden zerfällt würde und sofort erlöscht.

Der einzige, allerdings auch sehr wesentliche Mangel, der der elektrischen Lampe anhaftet, ist ihre Unempfindlichkeit sowohl gegen Schlagwetter, wie auch gegen matte, bzw. schlechte Wetter und ihr Unvermögen, solche in ähnlicher Weise anzuzeigen, wie dies die sonst gebräuchliche Sicherheitslampe vermag. Während die letztere Kohlenfäden und infolge von Sauerstoffmangel unentwärtbar geworden, also schlechte Luft durch eine rasche Abnahme ihrer Leuchtkraft bezw. durch vollständiges Erlöschen anzeigt, warnen sie den Bergmann gegen die gefährlichen Schlagwetter durch einen um die Flamme sich bildenden blauen Lichtaum, die sogenannte Kurzele. Dieser Umstand ist es vor allen Dingen, auf dem der Vorrang der fast allenthalben eingeführten Benzin-Sicherheitslampe im Steintohlenbergbau beruht und der ihr auch selbst durch die beste elektrische Lampe so leicht noch nicht freitig gemacht wird.

Während also die allgemeine Einführung der elektrischen Lampe zur Beleuchtung für den Steintohlenbergmann noch wohl einige Zeit auf sich warten lassen wird, so leistet sie diesem doch unschätzbare Dienste für Rettungsarbeiten. Namentlich zum Einbringen in mit schlechten oder brennbaren Gasen gefüllte Grunderäume ist die elektrische Lampe unersetzlich. Aus diesem Grunde sind darüber auch auf allen Steintohlenbergwerken solche Lampen vorrätig, um bei Unglücksfällen für die Rettungsmannschaften bereitzustellen oder zur Beleuchtung bei Arbeiten in Räumen, die mit schlechten Wetter gefüllt sind, dienen zu können. Besonders geeignet sind die elektrischen Lampen für solche Grunder, in denen Schlagwetter nicht zu befürchten sind, also für Salzbergwerke, Braunkohlen-, Erzgruben und unterirdische Steinbrüche.

— O weh! Mama: „Einen Liebes-Briefsteller muß ich unter Deinen Büchern finden — es ist unerböt! Wo hast Du den her?“

Lothe: „Der lag auf dem Boden in der Kiste, in der Deine Bücher aus der Penfonszeit liegen.“